

München weltweit auf Platz 4

Die besten und schlechtesten Städte für die Haut



© sborisov / stock.adobe.com

— So komfortabel das Leben in der Großstadt sein mag, es bringt auch einige Nachteile mit sich – zum Beispiel für die Haut. Dabei schädigen nicht nur Smog und Feinstaub den äußeren Schutzmantel unseres Körpers, sondern auch andere Umwelteinflüsse wie UV-Strahlung, Luftfeuchtigkeit, Windgeschwindigkeit und Stress.

Die Chemikalienplattform Chemberry hat nun eine Studie veröffentlicht, in der die Auswirkung städtischer Umweltfaktoren auf die Gesundheit der Haut untersucht wurde. Dazu zählen die durchschnittliche Jahrestemperatur, Anzahl der Sonnentage, UV-Strahlung, Luftfeuchtigkeit, Windgeschwindigkeit, Luftqualität, Menge der Verkehrsstaus, die durchschnittliche wöchentliche Arbeitszeit und der Zigarettenkonsum. Die verschiedenen Faktoren wurden dabei, je nach Größe

ihres Einflusses auf die Hautgesundheit, unterschiedlich gewichtet: 40 % für Sonne, 40 % für Luft und 20 % für Stress.

Unter den deutschen Städten schnitt München am besten ab und belegte weltweit den vierten Platz. Die bayerische Landeshauptstadt hat zwar durchschnittlich hohe UV-Strahlungswerte, dafür aber die beste Luftqualität, die niedrigste Windstärke und die geringste Luftfeuchtigkeit. Unter den deutschen Städten folgt Berlin nach München auf Platz 11; hier gibt es eine schlechtere Luftqualität sowie erhöhte Windstärken. Platz 18 belegt Hamburg mit den deutschlandweit niedrigsten UV-Strahlungswerten, dafür aber der höchsten Windgeschwindigkeit und dem höchsten Stauaufkommen. In puncto Zigarettenkonsum und Arbeitszeit schneiden alle drei deutschen Städte gleich ab und weisen weltweit mit 27 Stunden sogar die kürzeste Arbeitszeit pro Woche pro Person auf.

Auf dem ersten Platz landete Phoenix im US-Bundesstaat Arizona. Hier gibt es besonders saubere Luft bei optimaler Luftfeuchtigkeit, geringer Windstärke und einer für die Haut idealen Temperatur von 22 °C.

Auf dem letzten Platz liegt Mumbai in Indien. Insbesondere das hohe Maß an Stress in Verbindung mit den vielen Verkehrsstaus und der schlechten Luftqualität wirken sich negativ auf die Hautgesundheit aus.

Marie Fahrenhold

FOBI DIGITAL

Derma-Kongress in Coronazeiten

— Aufgrund der aktuellen Situation sind in Deutschland nahezu alle Veranstaltungen bis Ende August 2020 untersagt. Auch die allzweijährliche Fortbildungswoche für praktische Dermatologie und Venerologie (FOBI), die im Juli dieses Jahres in München stattfinden sollte, wurde abgesagt – zumindest in altbewährter Form einer Präsenzveranstaltung. „Die FOBI ist für die Fortbildung in der deutschsprachigen Dermatologie eine äußerst wichtige Veranstaltung. Ein Ausfall der diesjährigen Veranstaltung hätte zur Folge, dass Sie über einen Zeitraum von vier Jahren auf das Fortbildungsangebot verzichten müssten“, schreiben die Veranstalter und stellen ein alternatives Konzept vor: Im selben Zeitraum, wie ursprünglich geplant (07.-11. Juli 2020) findet die FOBI zum ersten Mal digital statt, inklusive Live-Diskussionen, CME-Zertifizierung und zahlreichen Möglichkeiten zum Austausch mit Kollegen und Vertretern in der digitalen Industrieausstellung. Weiteren Informationen zur Registrierung und zu den Vorbereitungen finden Sie unter www.fortbildungswoche.de.
Marie Fahrenhold

Assoziation aufgedeckt

Mutter depressiv, Kind atopisch?



© iagorz / stock.adobe.com (Symbolbild mit Fotomodellen)

— Leiden Mütter in der Zeit nach der Geburt und sogar darüber hinaus unter Depressionen, haben ihre Kinder ein erhöhtes Risiko, während der gesamten Kindheit und Jugend eine atopische Dermatitis (AD) zu entwickeln. Das ergab eine Studie aus den USA, in der der Zusammenhang zwischen mütterlicher Depression in der postpartalen Phase sowie mütterlicher und väterlicher Depression in der späteren Kindheit mit AD bei Kindern und Jugendlichen untersucht wurde. Für die Studie wurden die Daten einer Kohorte von fast 5.000 Kindern aus-

gewertet [McKenzie C et al. Dermatitis. 2020; 31: 75–80]. Die Korrelation von mütterlicher Depressionen und Neurodermitis-Neigung zeigte sich in zahlreichen Subgruppen: Kinder depressiver Mütter hatten nicht nur ein grundsätzlich erhöhtes AD-Risiko, sondern auch länger anhaltende Erkrankungen und häufiger Schlafstörungen aufgrund der AD.

Über die praktischen Konsequenzen sind sich die Autoren noch unklar. Zunächst müssten die zugrunde liegenden Mechanismen bestimmt und geeignete Interventionen identifiziert werden. Denkbar sei, dass Kinderärzte auf postpartale Depression screenen, um Kinder mit einem höheren AD-Risiko zu identifizieren. Sebastian Lux